

# Der Volksfreund

Wochenschrift für die Deutschen Polens in Stadt und Land.

Nr. 35.

Sonntag, den 28. August 1921.

3. Jahrgang.

Verlags-Gesellschaft „Lobzer Freie Presse“ G. m. b. H.  
Petrikauer 86. Geldsendungen und die Geschäftsordnung  
betreffende Zuschriften sind an den Verlag zu richten.

Verantwortlicher Schriftleiter Ludwig Wolff. Zum  
Abdruck bestimmten Manuskripte und Austauschge-  
male sind an den Schriftleiter L. o. b. z., Gbanitz 118,  
zu richten. Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

Bezugspreis mit Postzustellung 100 Mk. vierteljährlich  
f. Deutschland R. M. 20.—. Anzeigenpreis: für die drei-  
gespaltene Kleinzeile Mk. 15.—, für Deutschland R. M. 6.—

## Zur Judenfrage.

Die Judenfrage wird gegenwärtig in fast allen Zeitungen behandelt, sie ist wieder aktuell geworden. Auch der „Volksfreund“ kann an ihr nicht gleichgültig vorübergehen und muß dazu Stellung nehmen. Eine solche Stellungnahme ist nicht leicht. Man läuft dabei Gefahr, in Einseitigkeit zu verfallen. Jede Einseitigkeit aber birgt in sich eine Ungerechtigkeit, oder wenigstens ungeredete Beurtteilung. Den Volksfreundlesern wird es wohl recht sein, wenn wir die Judenfrage vom geschichtlichen und ethischen und wirtschaftlichen Standpunkt aus behandeln.

In keinem Staate gibt es soviel Juden als bei uns in Polen und in den ehemals polnischen Ländern, wie z. B. in Litauen und in der Ukraine. Wie ist das gekommen? Wie allen bekannt, sind die Israeliten, nachdem sie sich in zwei Reiche, in das Zehnstämmereich Israel und in das Zweistämmereich Juda geteilt hatten und dadurch schwächer geworden waren, in die Gefangenschaft geführt worden. Und es ist merkwürdig und äußerst lehrreich, daß das größere, das Reich Israel, das zehn Stämme umfaßte, um 120 Jahre früher in die Gefangenschaft gehen mußte als das kleine, nur zwei Stämme umfassende Ländchen Juda. Damals war überall noch die Ansicht verbreitet, es gebe viele Götter und jedes Volk habe seinen Nationalgott, der sich nur um dieses sein auserwähltes Volk kümmert, es vor andern Völkern in Schutz nimmt, aber nur da Macht hat, wo man ihm dient. Auch die Israeliten huldigten dieser Ansicht und hatten ihren nationaljüdischen Gott Jahve, als dessen auserwähltes Volk sie sich betrachteten. Da nun aber das Nationalheiligtum der Israeliten, der Salomonische Tempel, sich in Jerusalem, der Hauptstadt des Zweistämmereiches Juda, befand und ein Wallfahren zu diesem Tempel aus dem Reiche Israel dessen Königen aus politischen Gründen nicht erwünscht war, suchten sie dies durch Einführung fremder Götter zu verhindern. Da es ja viele Götter gibt, ist es doch gleichgültig, welchem Gotte man dient, vielleicht ist Baal, der Gott der stammesverwandten Phönizier noch stärker als Jahve. Mit dem Götzendienst kam aber auch die fremdländische Sittenlosigkeit in das Land und das Volk verweichlichte und entartete immer mehr und ging seinem Untergang mit Riesenschritten entgegen. So kam es, daß das an Zahl größere Volk dem Anprall der fremden Eroberer eher unterlag, als das kleine Reich Juda, wo das religiöse und nationale Ideal immerhin noch reiner erhalten blieb und die Sittlichkeit noch höher stand als in Israel. Dieses Volk ohne nationales und religiöses Ideal,

ohne festen sittlichen Halt ist denn auch in der assyrischen Gefangenschaft völlig untergegangen, während das Volk Juda aus der babylonischen Gefangenschaft wiederkehrte und sich, wenn auch weiterhin unter fremder Herrschaft, als Volk der Juden (so wurden sie nun genannt, weil sie aus dem Reiche Juda waren) behauptete. Als sie dann zum großen Römischen Reiche gehörten, wanderten viele von ihnen bis in die entlegensten Provinzen dieses Riesereiches aus. So siedelten sich viele in Spanien und auch in dem späteren Frankenreiche an. In diesen Ländern nahmen sie die Sprache der sie umgebenden Länder an, in Spanien sprachen sie spanisch, im Frankenlande — deutsch, blieben aber ihren nationalen Idealen und ihrer Religion treu. Sie hielten sich, obgleich ihre Propheten ihnen schon längst die Wahrheit gepredigt hatten, daß es nicht viele Götter, sondern nur einen unsichtbaren Gott gibt, vor dem alle Völker gleich sind, aber immer noch, trotz aller Fremdherrschaft, für das auserwählte Volk, das zur Herrschaft über alle Völker bestimmt sei. Diese Ansicht vertreten die Juden bis auf den heutigen Tag.

Mit der Ausdehnung des Frankenreiches, das sich allmählich nach der Trennung vom heutigen Frankreich, zum Deutschen Reiche auswuchs, breiteten sich auch die Juden immer mehr nach Osten aus. Da kam auf einmal eine neue Verfolgung über sie. Zu Ende des ersten Jahrhunderts entstanden die sogenannten Kreuzzüge, die sich die Eroberung des heiligen Landes aus den Händen der mohammedanischen Türken zur Aufgabe gemacht hatten. Man wollte das Land, wo unser Heiland gelebt und gewirkt hat, für die Christenheit erobern. Eine allgemein große Begeisterung bemächtigte sich fast des ganzen Abendlandes. Es bildeten sich große Scharen von Kriegern, die bereit waren, Gut und Blut für ihren Heiland zu opfern. Mit der religiösen Begeisterung verband sich dann auch ein fanatischer Haß gegen die Mohammedaner, ja gegen alle Nichtchristen, darunter auch gegen die im Lande wohnenden Juden. Diese müssen also schon damals ebenso unbeliebt gewesen sein, wie sie es heute in allen Ländern sind. Die Juden, sagte man, haben Christus gekreuzigt, folglich sind sie eben solche Feinde der Christen wie die Mohammedaner, also nieder mit ihnen! Um dem Tode von der Hand dieser rohen Kriegerscharen, denn aus solchen bestand ja hauptsächlich der erste Kreuzzug, zu entgehen, flohen sie immer weiter nach Osten. Aber wohin wollten sie sich nun wenden, um Ruhe und Sicherheit zu finden? In Frankreich und Deutschland konnten sie nicht bleiben, sie mußten daher ein Land ansuchen, das außerhalb Deutschlands lag, wo die Kreuzfahrer kein

Recht hatten und auch nicht hinkamen. Solches Land war Polen, das an Deutschland im Osten angrenzte. In Polen herrschten damals eigentümliche Zustände. Es gab im ganzen Lande keinen Mittelstand, es gab nur Adlige, denen das Land gehörte, und Bauern, die es bearbeiten mußten. Es war niemand da, der sich mit Handel und Gewerbe beschäftigen konnte. Die Adligen hielten das unter ihrer Würde und die Bauern verstanden es nicht. Und da man damals sowohl in religiöser als auch in völkischer Beziehung toleranter war als heute, nahm man die jüdischen Flüchtlinge auf und wies ihnen die Städte und Marktflecken als Wohnsitze an. Die Juden machten von dieser Erlaubnis reichlich Gebrauch und bekamen nun bald den gesamten Handel und zum Teil auch das Gewerbe in ihre Hand. In allen Städten und Städtchen des großen Reiches konnte man Juden finden und zwar je weiter nach Osten, desto mehr. Mit Handel und Gewerbe hatten sie sich im alten Lande beschäftigt, die Zurückgebliebenen beschäftigten sich dort auch noch heute damit, Handel und Gewerbe bildeten nun auch im neuen Lande ihre ausschließliche Beschäftigung. Sie erlernten nun zwar die Sprache des neuen Landes zum Verkehr mit den Bewohnern dieses Landes, unter sich aber bedienten sie sich bis auf den heutigen Tag der altdeutschen Sprache, die sie im Laufe der Jahrhunderte sich im damaligen Deutschland angeeignet hatten. In Deutschland gab es schon damals verschiedene Mundarten, da jeder Stamm seine eigene Abart des Deutschen besaß; die Sachsen eine andere als die Franken oder die Schwaben (Schwaben); außerdem hat sich die deutsche Sprache, wie jede andere, geändert, vervollständigt, verfeinert, es hat sich das heute allen geläufige Hochdeutsch herausgebildet, die Juden haben das damalige Deutsch der Franken beibehalten, nur verdrehen sie es (was statt was und ähliches) und vermischen es mit einigen alt-hebräischen Wörtern, bei uns auch vielfach mit polnischen Sprachelementen, so daß eine schwerverständliche Jargonssprache herausgekommen ist. Da diese Sprache außer dem Deutschen, niemand versteht und sie zum Schreiben die alten hebräischen Schriftzeichen benutzen, so dient sie ihnen zugleich als eine Art Geheimsprache.

Kaiser seiner Sprache unterscheidet sich der Jude noch in einigen Punkten von seiner Umgebung ganz wesentlich. Schon sein äußeres verrät den Orientalen (Bewohner des Ostens); die besonderen, was meist unsympathisch erscheinenden Gesichtszüge mit dem langen, ungepflegten Barte, die langen Hirslocken, der lange Kistian und die Nase nach ganz besonderem „jüdischen“ Schnitt. Am meisten aber unterscheidet er sich

durch seine Religion. Gleich nach der Rückkehr aus der Gefangenschaft bildete sich die Sekte der Pharisäer, die das Gesetz bis aufs genaueste halten wollten, um auf diese Weise das Volk zur Nachahmung anzuregen und es dadurch vor dem Untergange zu retten. Sie hatten ganz richtig erkannt, daß das Reich durch Religions- und Sittenlosigkeit zugrunde gegangen ist und wollten nun das Volk durch peinlichste Befolgung der religiösen Vorschriften wieder in die Höhe bringen. Dabei versielen sie aber in solchen veräußerlichten Buchstaben dienst, der mit Religion nichts mehr als höchstens nur noch den Namen gemein hatte. Gegen solchen Zeremoniendienst, der keinen Einfluß auf die Gesinnung hatte und höchstens nur religiösen Fanatismus hervorbrachte, ist Jesus bekanntlich sehr scharf aufgetreten. Eins aber ist den Pharisäern gelungen: sie haben durch solch spezifisch jüdische Religion, durch die Verquickung von Religion und Volkstum das jüdische Volk vor der Verschmelzung mit andern Völkern bewahrt. Das Judentum hat sich die vielen Jahrhunderte hindurch, wo es unter den verschiedensten Völkern leben mußte, rein erhalten. Der alte Nationalgedanke, daß es das von Gott auserwählte und zur Herrschaft über die Welt bestimmte Volk sei, ist heute noch so lebendig wie vor 2000 Jahren, ja vielleicht heute noch viel lebendiger als früher. Und zwar ist dieser Gedanke allen Parteien und Richtungen gemein. Ob es Trost in Rußland oder Kottbush in Paris und London, ob es ein reicher Fabrikbesitzer oder ein armer Hausierer bei uns ist, alle haben denselben Nationalstolz und das Bewußtsein, zum auserwählten Volke zu gehören, alle haben dasselbe Bestreben, durch Anhäufung von Reichtümern die Herrschaft über die Welt zu erlangen. Am meisten aber ist das alte Pharisäertum in der bei uns sehr verbreiteten Sekte, den sogenannten Chassidim (im Volksmunde „Husiten“ genannt) vertreten. Sie halten sich noch sehr streng an die Vorschriften des Talmud, einer alten, im Laufe der Jahrhunderte entstandenen Geschichte des Volkes und Erklärung der heiligen Schrift. Außerdem sind sie abergläubisch und wenig aufgeklärt, umso verschlagener aber im Handel, umso geldgieriger und verfeffener auf Gewinn und daher um so gefährlicher.

(Schluß folgt.)

## Kleider machen Leute.

Von Gottfried Keller

2. Fortsetzung.

Wohl er aber zugleich bemerkte, daß der rätselhafte Fremde keine Eier nach dem Gelde gezeigt, sich überhaupt bescheiden und nüchtern verhalten hatte, so war er nicht übel gegen ihn gesinnt, sondern beschloß, die Sache durchaus gehen zu lassen.

Aber der Graf Strapinski, als man sich vor dem Abendessen im Freien erging, nahm jetzt seine Gedanken zusammen und hielt den rechten Zeitpunkt einer geräuschlosen Beurteilung für gekommen. Er hatte ein artiges Reisegeld und nahm sich vor, dem Wirt zur Wage von der nächsten Stadt aus sein ausgedrungenes Mittagmahl zu bezahlen. Also schlug er seinen Radmantel malerisch um, drückte die Pelzmütze tiefer in die Augen und schritt unter einer Reihe von hohen Akazien in der Abendsonne auf und nieder, das schöne Gelände betrachtend, oder vielmehr den Weg erspähend, den er einschlagen wollte. Er nahm sich mit seiner bewölkten Stirne, seinem lieblichen aber schwermütigen Mundbärtchen, seinen glänzenden schwarzen Locken, seinen dunkeln Augen, im Wesen seines faltigen Mantels vortrefflich aus; der Abendhimmel und das Säuseln der Bäume über ihm erhöhte den Eindruck, so daß die Gesellschaft ihn von ferne

mit Aufmerksamkeit und Wohlwollen betrachtete. Allmählich ging er immer etwas weiter vom Hause hinweg, schritt durch ein Gebüsch, hinter welchem ein Feldweg vorüberging, und als er sich vor den Blicken der Gesellschaft gedeckt sah, wollte er eben mit festem Schritt ins Feld rücken, als um die Ecke herum plötzlich der Amtsrat mit seiner Tochter Nettchen ihm entgegen trat. Nettchen war ein hübsches Fräulein, äußerst prächtig, etwas stutzerhaft gekleidet und mit Schmuck reichlich verziert.

„Wir suchen Sie, Herr Graf!“ rief der Amtsrat, „damit ich Sie erstens hier meinem Kinde vorstelle und zweitens, um Sie zu bitten, daß Sie uns die Eäre erweisen möchten, einen Bissen Abendbrot mit uns zu nehmen; die anderen Herren sind bereits im Hause.“

Der Wanderer nahm schnell seine Mütze vom Kopfe und machte ehrfurchtsvolle, ja furchtsame Verbeugung, von Rot übergossen. Denn eine neue Wendung war eingetreten, ein Fräulein beschritt den Schauplatz der Ereignisse. Doch schadete ihm seine Blödigkeit und übergroße Ehrerbietung nicht bei der Dame; im Gegenteil, die Schüchternheit, Demut und Ehrerbietung eines so vornehmen und interessanten jungen Edelmanns erschien ihr wahrhaft rührend, ja hinreißend. Da steht man, fuhr es ihr durch den Sinn, je nobler, desto bescheidener und unverbodener; merkt es euch, ihr Herren Wildfänge von Goldach, die ihr vor den jungen Mädchen kaum mehr den Hut berührt!

Sie grüßte den Ritter daher aufs holdseligste, indem sie auch lieblich errödete, und sprach sogleich hastig und schnell und vieles mit ihm, wie es die Art behaglicher Kleinstädterinnen ist, die sich den Fremden zeigen wollen. Strapinski hingegen wandelte sich in kurzer Zeit um; während er bisher nichts getan hatte, um im geringsten in die Rolle einzugehen, die man ihm aufbürdete, begann er nun unwillkürlich, etwas gesuchter zu sprechen, und mischte allerhand polnische Brocken in die Rede, kurz, das Schneiderblütchen fing in der Nähe des Frauenzimmers an, seine Sprünge zu machen und seinen Reiter davon zu ragen.

Am Tisch erhielt er den Ehrenplatz neben der Tochter des Hauses; denn die Mutter war gestorben. Er wurde zwar bald wieder melanchollisch, da er bedachte, nun müsse er mit den anderen wieder in die Stadt zurückkehren oder gewaltsam in die Nacht hinaus entzinnen, und da er ferner überlegte, wie vergänglich das Glück sei, welches er jetzt genoss. Aber dennoch empfand er das Glück und sagte sich im voraus: „Ach, einmal wirst du doch in deinem Leben etwas vorgestellt und neben einen solchen höheren Wesen gegessen haben.“

Es war in der Tat keine Kleinigkeit, eine Hand neben sich glänzen sehen, die von drei oder vier Armbändern kitzte, und bei einem flüchtigen Seitenblick jedesmal einen abenteuerlich reizend frisierten Kopf, ein holdes Erröten, einen vollen Augenausschlag zu sehen. Denn er mochte tun oder lassen, was er wollte, alles wurde als ungewöhnlich und nobel ausgelegt und die Ungeschicklichkeit selbst als merkwürdige Unbefangenheit lebenswürdig befunden von der jungen Dame, welche sonst stundenlang über gesellschaftliche Verstöße zu plaudern wußte. Da man guter Dinge war, sangen ein paar Gäste Lieder, die in den Dreißigerjahren Mode waren. Der Graf wurde gebeten, ein polnisches Lied zu singen. Der Wein überwand seine Schüchternheit endlich, obgleich nicht seine Sorgen; er hatte einst einige Wochen im Polnischen gearbeitet und wußte einige polnische Worte, sogar ein Volksliedchen auswendig, ohne ihres Inhalts bewußt zu sein, gleich einem Papagei. Also sang er mit edlem Wesen, mehr zaghaft als laut und mit einer Stimme, welche wie von

einem geheimen Kummer leise zitterte, auf polnisch:

Hunderttausend Schweine pferchen  
Von der Desna bis zur Weichsel,  
Und Kathinka, dieses Saurensch,  
Seht im Schmutz bis an die Amschel!

Hunderttausend Ochsen brüllen  
Auf Wolhyniens grünen Weiden,  
Und Kathinka, ja Kathinka,  
Glaubt, ich sei in sie verliebt!

„Bravo! Bravo!“ riefen alle Herren, mit den Händen klatschend, und Nettchen sagte gerührt: „Ach, das Nationale ist immer so schön!“ Glücklicherweise verlangte niemand die Uebersetzung dieses Gesanges.

Mit dem Ueberschreiten solchen Höhepunktes der Unterhaltung brach die Gesellschaft auf; der Schneider wurde wieder eingepackt und sorgfältig nach Goldach zurückgebracht; vorher hatte er versprechen müssen, nicht ohne Abschied davonzureisen. Im Gasthof zur Wage wurde noch ein Glas Punsch genommen; jedoch Strapinski war erschöpft und verlangte nach dem Bette. Der Wirt selbst führte ihn auf seine Zimmer, deren Stattlichkeit er kaum mehr beachtete, obwohl er gewöhnt war, in dürftigen Herbergsammern zu schlafen. Er stand ohne alle und jede Habseligkeit mitten auf einem schönen Teppich, als der Wirt plötzlich den Mangel an Gepäc entdeckte und sich vor die Stirne schlug. Dann lief er schnell hinaus, schellte, rief Kellner und Hausknechte herbei, wortwechselte mit ihnen, kam wieder und beteuerte: „Es ist richtig, Herr Graf, man hat vergessen, Ihr Gepäc abzuladen! Auch das Notwendigste fehlt!“

„Auch das kleine Kofferchen, das im Wagen lag?“ fragte Strapinski ängstlich, weil er an ein handgroßes Bündelchen dachte, welches er auf dem Sisse hat liegen lassen und das ein Schnupftuch, eine Haarbürste, einen Kamm, ein Büschchen Pomade und einen Stengel Bartwischle enthielt.

(Fortsetzung folgt.)

## Aus Welt und Heimat.

### Einigung des gesamten Deutschtums Polens.

Am 16. August versammelten sich in Warschau auf Veranlassung der deutschen Vereinigung der Sejmabgeordneten Delegierte der Deutschtums-Organisationen aus allen Gebieten Polens zu einer Beratung. Vertreten waren alle Teilgebiete der Republik Polen, im ganzen 36 Personen. Es fand ein lebhafter Meinungsaustrausch über die Organisierung der zu Polen gehörenden Deutschen statt. Die bereits bestehenden völkischen Organisationen beschloßen eine gemeinsame Oberleitung ins Leben zu rufen, die den Namen „Hauptvorstand der Deutschtumsbünde Polens“ tragen wird. Zu diesem Hauptvorstande gehören alle jeweiligen deutschen Sejmabgeordneten und die Vertreter nachstehender Deutschtumsbünde: vom Bunde der Deutschen Polens für ehemalige russische Gebiete:

Oberlehrer Ludwig Wolff (1. Sejmabgeordneter der Deutschen in Polen, Lodz)

Robert Dickow (Arbeiter, Lodz)

Fabrikant Ingenieur Wilhelm Hoffmann (Zgierz)

Pastor Adolf Köstler (Konin)

vom Deutschtumsbund Posen:

Landrat a. D. Eugen Nauman (1. Vorkandidat der Landesvereinigung und des Deutschtumsbundes Posen),

Domher Josaf Klinke (Vorstandsmitglied des Deutschtumsbundes Posen);

vom Deutschtumsbund Neßgau:

Arbeitssekretär Georg Lindner (Hauptgeschäftsführer des Deutschtumsbundes, Landesvereinigung),

Kurt Graebe,

vom Deutschtumsbund Süd-Pommerellen:

Dr. v. Körber, Körberode,

Rechtsanwalt Fritz Bartifel, Graudenz;

vom Deutschtumsbund Nord-Pommerellen:

Chefredakteur Krul,

Landwirt Dr. Jabel (beide Dirschau);

vom Christlichen Verein der Deutschen in Galizien:

Prokurist Heinz Hechel,

Prof. Dr. Ludwig Schneider (beide aus Lemberg);

für Bielitz-Teschen:

Gymnasialdirektor Dr. v. Landwer,

Jag. Hermann Feiginger beide aus Teschen).

Die Tagung bot ein Bild herzlichsten Entzernnehmens aller Deutschen Polens, die sich zusammenschlossen, um gemeinsam die ihnen konstitutionell zustehenden Rechte zu verwirklichen und zu verteidigen.

Am 17. organisierte sich der Hauptvorstand und stellte die Geschäftsordnung fest. Zum 1. Vorsitzenden des Hauptvorstandes wurde Herr Landrat a. D. Naumann und zum 2. Herr Seminarlehrer Ludwig Wolff gewählt. Alle Wahlen sind nur zeitweilig.

Am 10. und 11. September findet in Lodz die erste allgemeine Tagung aller deutschen Bürger Polens statt.

**Aufruf an alle Deutschen Polens!**

Am Sonnabend, den 10. und Sonntag, den 11. September findet in Lodz die erste Tagung der Deutschen Polens statt.

An alle Deutschen Vereinigungen, Organisationen, Verbände, Schul- und Kirchengemeinden hierzulande, in welchen Gauen Polens sie auch wohnen mögen, ohne Unterschied des Standes und des Bekenntnisses ergeht die Einladung, in Lodz, dem Mittelpunkt deutschen Lebens im ehemaligen Kongresspolen, zur ersten Deutschen Tagung zu erscheinen. Hier wollen wir von geleisteter deutscher Arbeit im Polnischen Lande hören und uns unsere Zukunftsaufgaben weisen lassen.

In einer ernstesten Stunde werden unsere Führer zu uns sprechen von den Räten und den Freunden, die uns einen. Der Deutsche Tag von Lodz soll ein Sichbestimmen und ein Aufwecken bringen.

Heerschau wollen wir halten über die Kräfte, die uns zu Gebote stehen, um deutsche Sitte und deutsche Art zu unserem Nutz und Frommen und zum Besten derer, die nach uns kommen werden, in unseren Heimstätten zu erhalten.

Die Tage von Lodz sollen eine Gemeinschaft derer sehen, die eins gewesen sind in dem aufrichtigen Willen, Deutsche zu sein und Deutsche zu bleiben auch im polnischen Lande.

Die Tagung in Lodz soll eine engere Nährungsnahe der Deutschen Volksgenossen aus dem Süden und dem Osten, dem Norden und dem Westen des Landes bringen. In Festesgemeinschaft wollen wir den heiligen Bund schließen, der uns alle zu einer geschlossenen Einheit zusammenschweißen soll, die jedem Sturme trogen und keiner Fährnis weichen, sondern allezeit ihr Recht behaupten wird.

Im frohen Kreise sollen ferner deutscher Sang und deutsches Wort uns einige Stunden der Erhebung bereiten. Wir wollen einmal alle einander nahe sein und uns kennen lernen.

Kommet daher alle!

Keiner fehle, der mit uns gehen kann!

Die Lösung aller sei:

**Auf nach Lodz zur ersten Deutschen Tagung!**

Für alle Deutschtumsbünde und die Vereinigung der Deutschen Sejmabgeordneten:

Josef Spickermann.

**Evangelisches Gemeindeblatt.** Unter diesem Titel gibt jetzt Herr Pastor Michalis in Warschau (früher Lipno) ein Wochenblatt heraus. Er hat also seine in Lipno ausgesprochene Drohung wahrgemacht. Es ist merkwürdig, daß er das Blatt nicht schon früher herausgegeben hat, als er noch Pastor in Lipno war. Ist ihm der Gedanke jetzt erst in Warschau gekommen, wo schon zwei Pastoren (Rondthaler und Gloch) Zeitschriften herausgeben oder hat es ihm früher an nötigen Gelde dazu gefehlt, daß er jetzt erst in Warschau bekommen hat? Gewöhnlich gibt man ein Blatt heraus, wenn ein Bedürfnis dafür vorhanden ist. Nun haben wir doch schon ein von Pastor Dietrich ausgezeichnet geleitetes Blatt, den „Friedensboten“. Diese Zeitschrift ist wirklich das, was ihr Titel besagt, ein Friedensbote im wahrsten Sinne des Wortes. Wenn daher Herr Pastor Michalis schreibt, man sei der Hezereien müde, man sehne sich nach Frieden, so kann sich das nicht auf den „Friedensboten“ beziehen. Auch unser „Volksfreund“ treibt doch prinzipiell keine Hezerei. Wenn wir uns gegen Hezereien und Vergewaltigung wehren, ist das Hezerei, ist das nicht unser gutes Recht? Und wenn wir hin und wieder gerade Herrn Pastor Michalis angreifen mußten, so hat sich der jetzige Schriftleiter nur schweren Herzens dazu entschließen können, er hat es aber getan, nicht aus persönlichen Motiven, sondern einzig und allein, um der Wahrheit und Gerechtigkeit willen, um der Sache, die wir vertreten, zu dienen.

Soll endlich unserem Volke wirklich gedient sein, wenn man das Nationale ganz unterdrückt, wie es Herr Pastor Michalis in seinem Blatte tun will? In seinem Blatte werden die Deutschen in der Tschechoslowakei dafür getadelt, daß sie ihrer Regierung, ähnlich wie die Sinnfeiner in Irland, viel zu schaffen machen. Die Sinnfeiner genießen aber bei uns im Lande große Sympathien, die Deutschen werden, wenn sie daselbst tun, getadelt, und das von einem evangelischen Blatte, das in deutscher Sprache erscheint! Soll das der Friede sein, den Herr Pastor Michalis in seinem Blatte vertritt?

Wir wollen und wünschen nichts sehnlicher als Frieden mit unseren polnisch-katholischen Mitbürgern; man wolle uns nur in Ruhe lassen und uns unsere durch die Verfassung verbürgten Rechte nicht schmälern.

**Fortbildungsschulen.** Darunter versteht man Schulen, die es sich zur Aufgabe machen, allen, die aus der Schule entlassen sind und sich in irgend einer Hinsicht weiter bilden wollen, dazu Gelegenheit zu bieten. Hauptforderndes solcher Schulen ist, daß sie erstens billig sind, um auch weniger Bemittelten die Segnungen der Bildung zuteil werden zu lassen; zweitens, daß sie zu einer Tageszeit stattfinden, wo die Lernenden von ihrer Berufsarbeit frei sind. Solche Schulen oder Kurse werden entweder von der Regierung, wie bei uns während der Ferien für Lehrer aller Art, oder von Privatpersonen oder -gesellschaften ins Leben gerufen und unterhalten. Sie sind ein Nothelf, besonders für das ehemals russische Gebiet unseres Landes, wo bekanntlich das Schulwesen arg darniederlag, und daher von unberechenbarem Segen für Einzelne wie für das ganze Land. Unter Fortbildungsschulen versteht man aber auch Kurse für Leute, die nicht lesen und schreiben können. Und da es solcher bei uns leider sehr viele gibt, so sind solche Art von Fortbildungsschulen ganz besonders notwendig und auch am leichtesten einzurichten. Jeder Lehrer kann in den Abendstunden die in seiner Gemeinde wohnenden Analphabeten um sich sammeln und sie in der Kunst des Lesens und Schreibens unterrichten, um ihnen nachher auch noch einige Kenntnisse und Fertigkeiten im Rechnen und in der Erdkunde beizubringen. In unserer Zeit er-

achte ich es geradezu für ein Unglück für einen Menschen, wenn er nicht lesen und schreiben kann. Ein evangelischer Christ müßte es wenigstens so weit gedacht haben, die Bibel lesen und verstehen und beim Gottesdienste aus dem Gesangbuche mitsingen zu können. Freilich müßten solche Bemühungen des Lehrers besonders bezahlt werden. Jeder Deutsche sollte jede Gelegenheit, sich eine wenn auch nur geringe Bildung zu verschaffen, mit Freuden begrüßen. Wie weit Auslandsdeutsche in andern Ländern im Fortbildungsschulwesen geht und was man dort erreicht, möge nachstehender Bericht aus Lettland dartun.

L. W.

**Vom deutschen Fortbildungsschulwesen in Lettland.** Die deutschen höheren Fortbildungskurse in Riga haben nun ein Jahr Bestand. Anlässlich dieses Jubiläums fand eine Versammlung statt, wobei der Älteste der Großen Gilde, Reimers, einem Berichte der „Rigaschen Rundschau“ zufolge, die Erschienenen begrüßte. Die Kurse sind als Einrichtung der Großen Gilde in deren Haus untergebracht und haben die Aufgabe, das geistige Leben der deutschen Gesellschaft zu beleben. Sie bieten Vorlesungsreihen allgemeinen Inhalts, stellen also eine Art deutscher Volkshochschule dar. Sie hatten zunächst 240 eingeschriebene Hörer, stiegen aber mit ihrer Hörerzahl vom März bis zum Mai auf 350. In 12 Wochenstunden wurden von 15 Dozenten 18 Vorlesungen gehalten. Das zweite Semester wurde am 20. September mit 262 eingeschriebenen Hörern eröffnet, die Teilnehmerzahl stieg im Laufe des Semesters auf 399. In 57 Wochenstunden hielten 17 Dozenten 20 Vorlesungen. Das laufende dritte Semester nahm mit 200 Hörern seinen Anfang, man zählt jetzt 70 Wochenstunden und von 10 Dozenten werden 32 Fächer gelehrt. Die Hörerzahl betrug bis zum 7. März 415.

Also alles in allem ein erfreulicher Aufschwung nach einem bescheidenen Anfang. Im April 1920 wurde den Kurzen eine einmalige staatliche Unterstützung von 3000 lettischen Rubeln zuteil. Neben einer weiteren privaten Spende von 1000 Rubeln haben sich die Kurse selbst erhalten, wobei allerdings die Gilde die Räume unentgeltlich hergab und die Dozenten ein geradezu beispiellos geringes Honorar annahm. Im ersten Semester hatten die Kurse ein Budget von 16300, im zweiten Semester ein solches von 54260 lettischen Rubeln. Auch im laufenden Semester erhalten sich die Kurse selbst. Es konnte sogar der Grundstein zu einer Bibliothek gelegt werden.

In **Sompolno** ereignete sich in den ersten Tagen des Monats folgender bezeichnender Fall:

Eine alte schwache katholische Bettelfrau konnte Krankheitshalber ihre Reise nicht fortsetzen und lehrte bei einem wohlhabenden polnischen Bauern eines Nachbardorfes ein. Da es der Kranken nicht besser wurde, spannte der Wirt an und setzte die Kranke auf den Wagen, indem er vorgab, sie nach einem Spital zu fahren. Unweit der Stadt ließ er sie aber am Wege liegen. Die Polizei werde sie finden und in das Krankenhaus bringen — tröstete er die Kranke. So lag sie nun fast den ganzen Tag hilflos da, bis sich ihrer eine arme deutsche Tagelöhnerin aus Sompolno, Frau Rosalie Janke, die in den Wald ging, um Holz zu sammeln, erbarmte und sie in ihr Haus nahm. Sie meldete den Fall auf dem Magistrat, aber niemand wollte sich der Unglücklichen annehmen. Inzwischen wurde die Kranke so schwach, daß sie den Geistlichen beehrte. Es wurde nach ihm geschickt. Der katholische Priester aber, der Menschenliebe und Barmherzigkeit nicht nur predigen, sondern auch nach dem Willen unseres Meisters Jesu Christi handeln sollte, sagte kurz-

